Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 8

Artikel: Wie es Mira erging
Autor: Weiss, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066971

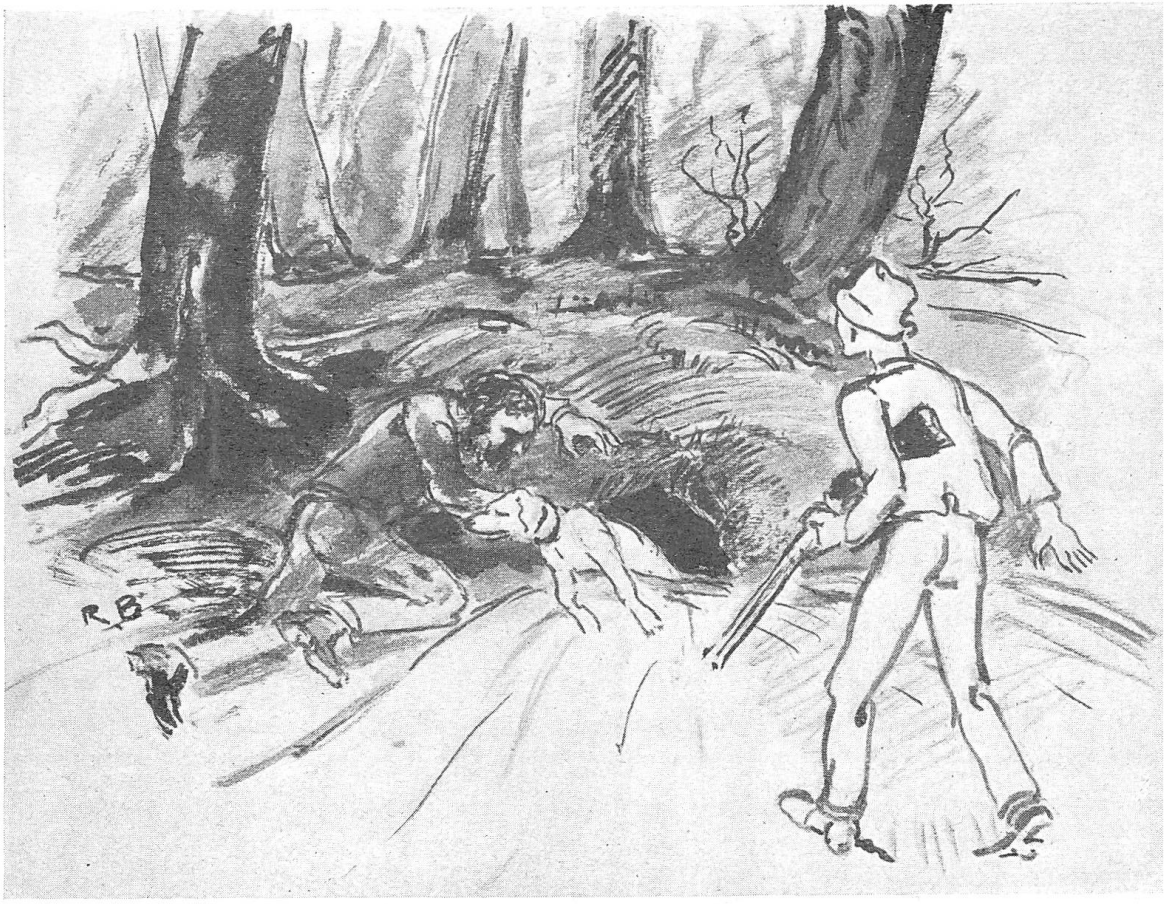
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Wie es Mira erging

Von Hans Weiss

Illustration von Rud. Bolliger

Es war einmal ein armer Mann. Der nannte ausser seiner Frau und seinen zwei Söhnen nichts sein eigen als ein kleines Häuschen und einen kleinen Hund. Ja, er war klein, dieser Hund, trotzdem er ausgewachsen war; denn es war eine jener Art Hunde, die nicht grösser wurden, wieviel sie auch immer frassen. Er wäre ja auch für den armen Mann nicht nützlicher gewesen, wenn er grösser gewesen wäre; denn der arme Mann brauchte den Hund im Winter oft, um ihm die Hühnerräuber, die Füchse, die sich in warmen Höhlen verkrochen hatten, herauszujagen. Diese aber waren so klein, dass der Hund nicht hätte hineinkriechen können, wenn er grösser gewesen wäre. Ja, diese warmen Höhlen, die bereiteten dem armen Manne viele Sorgen, als der Hund noch jung war; denn oft, wenn es kalt war und der Wind durch die Wälder pfiff, verkroch sich der Hund in eine dieser Höhlen, und der arme Mann wartete draussen mit der feuerspeienden Büchse und meinte, er werde jetzt einen Rotpelz (so hiessen nämlich dort die Füchse) herausjagen. Der Hund aber ging nur hinein, um sich zu wärmen; denn sein Fell war ganz glatt und hatte nur ganz kurze braune Haare. Die aber glänzten wie Seide, wenn sie nicht gerade verschmutzt waren von Erde und andern Dingen.

Das war dann jeweils für die beiden Söhne des armen Mannes peinlich,

da sie einerseits das Fluchen des Vaters hören mussten, und anderseits froren sie dann erbärmlich an Händen und Füssen, und der jüngere, der eine etwas zu lange Nase hatte, musste sie immer reiben, damit sie nicht erfror.

So war denn der junge Hund (wir wollen ihn von jetzt an Mira nennen; denn diesen Namen hatte er tatsächlich bekommen. Woher man diesen Namen genommen hatte, wusste eigentlich niemand so recht, es ist ja auch nicht so wichtig) nicht beliebt bei dem armen Manne, da er ihm keinen Nutzen brachte und er ihm alle Tage einmal zu fressen geben musste. Es war ja ein recht kärgliches Mahl, das Mira bekam, meistens Kaffee und Brot, und dies nur einmal im Tage. Nur im Winter, wenn der arme Mann etwa ein Füchslein erlegt hatte und er ihm den kostbaren Pelz abgezogen hatte, wurde das Fleisch in Wasser gekocht und der Mira als Futter alle Tage ein Stück oder zwei vor die Beine geworfen.

Trotzdem hatte Mira einen Freund, und zwar war es der jüngere der beiden Söhne, der der Mira zugetan war. Wie sie Freunde geworden waren, wussten beide nicht mehr so recht. Wahrscheinlich war es ihre ähnliche Stellung, die sie einnahmen bei dieser armen Familie. Ja, der jüngere Sohn fror auch immer und verkroch sich gern in die Stube auf den warmen Sandsteinofen. Denn dieser war immer schön warm, da es ja genug Holz hatte im nahen Walde. Wenn der Vater und die Söhne im Winter draussen arbeiteten, musste der jüngere oft in die Stube gehen und sich wärmen, bevor er wieder zur Arbeit zurückkehren konnte. Deshalb war er beim Vater nicht so beliebt, der ein robuster Mann war und gewöhnt an Kälte und Arbeit. Auch der ältere Sohn glich eher dem Vater, und sie unterhielten sich oft vom Jagen. Der jüngere hörte dann kaum zu und wurde von den beiden andern auch gar nicht ins Gespräch hineingezogen, da er ja nach ihrer Meinung nicht urteilsfähig war. Denn er hatte sich schon schüchtern dahin geäussert, dass er Mitleid habe mit den armen Tieren im Walde, die man so mir nichts dir nichts niederknalle. Er träumte lieber von fernen Ländern und Meeren, ja, manchmal überkam ihn eine unbekannte Sehnsucht so stark, dass er nur schwer die Tränen zurückhalten konnte, die in ihm aufstiegen. In solchen Momenten konnte man nicht mit ihm reden; er verkroch sich in einen Winkel des Hauses, und nur die drohenden Rufe des Vaters brachten ihn wieder hervor. So fühlte er sich instinktiv zum Hunde hingezogen, der sich auch verkroch, und mit dem man auch immer schimpfte und der selten ein gutes Wort bekam.

Wenn dann der Abend herniedersank und sich alle ins Häuschen zurückzogen in die warme Stube, da ging er zu Mira und plauderte mit ihr. Neben dem Hause, etwas zurück, war ein kleines Hüttchen, in das man das Heu hineintrug im Sommer, denn es gab eine kleine Wiese um das Häuschen herum. Vor diesem Hüttchen nun war Mira an einer kurzen Kette angebunden und langweilte sich. Immer, wenn jemand aus dem Häuschen trat, winselte sie und wedelte mit dem Schwanze. Aber das sah nur der jüngere Sohn, und er ging jedesmal, wenn er nur konnte, zu ihr und streichelte sie und gab ihr ein gutes Wort. So wurden sie allmählich Freunde. Er erzählte der Mira all sein Leid, und sie hörte ihm zu und wedelte mit dem Schwanz oder leckte seine Hände, ja, wenn sie sehr zärtlich waren miteinander, versuchte sie ihn auf den Mund zu küssen. Dieses aber wehrte er ihr ab, da sie nur zu oft allerhand Düfte von sich gab, denn sie schnupperte in allem herum.

Oft gingen sie zusammen in den Wald und horchten dem Wind in den Wipfeln der Bäume, oder sie spielten zusammen im Laube. Mira entfernte sich nie weit von ihm, sondern, wenn sie sich ein kleines Stück von ihm entfernte, indem sie eine Fährte verfolgte, kehrte sie plötzlich um und folgte ihm nach. «Das gibt nie einen richtigen Jagdhund»,

DENKSPORT-AUFGABE

In einem Zug hat es einen Heizer, einen Lokomotivführer und einen Kondukteur; sie heissen *Schmid*, *Müller* und *Meier*, aber man weiss nicht wem jeder Name zugehört.

Im gleichen Zug sind drei Reisende, ein Herr *Schmid*, ein Herr *Müller*, ein Herr *Meier*.

Herr Meier wohnt in Zürich.

Der Kondukteur wohnt halbwegs zwischen Zürich und Baden.

Herr Müller verdient Fr. 8000.— im Jahr, genau.

Einer der Reisenden, der gerade neben dem Kondukteur wohnt, verdient dreimal mehr als dieser.

Der Namensvetter des Kondukteurs wohnt in Baden, und Schmid butzt immer, wenn er mit dem Heizer jasst.

Frage: Wie heisst der Lokomotivführer?

---

sagte der Vater öfters zum ältern Sohne. « Er streicht uns immer nur um die Beine herum und scheint ängstlich. Wenn er nicht bald besser tut, verkaufe ich ihn. Mich reut das Futter. » Mira hörte oder verstand diese Worte natürlich nicht, dafür der jüngere Sohn um so besser. Und er flehte im Innersten, Mira möge bald ein guter Jagdhund werden, obschon sie für ihn so gut genug war; im Gegenteil, dann konnte er nicht mehr so oft mit ihr spielen, und dann würde sie sich bei jeder Gelegenheit in den Wald begeben und zu jagen anfangen.

So verging die Zeit, und Mira wuchs allmählich zu ihrer endgültigen Grösse heran. Sie war nun bald drei Jahre alt. Es schien sich nun eine Wandlung zu vollziehen in ihr; denn der jüngere Sohn ging, so oft er konnte, mit ihr in den Wald und auf die Berge, und da entdeckte Mira plötzlich das in ihr schlummernde Jägerblut. Sie war bald nicht mehr zu erkennen; denn sie entfernte sich weit von ihm und begann laut zu jagen, sobald sie eine frische Fährte schnupperte. Und diese konnte sie dann stundenlang verfolgen. Er wartete dann auf sie, bis sie zurückkam, und es war dann jeweils eine stürmische Begrüssung, trotzdem Mira ganz müde war und sich sogleich schlafen legte.

Auch begann sie, die Füchslein in ihren Höhlen aufzustöbern und sie zu belästigen, indem sie diese stundenlang anbellte, bis es ihnen verleidete und sie das Weite suchten. Es setzte aber dabei oft ein blutiges Ringen ab, da die Füchslein ihre schützende Höhle nicht gerne verliessen. Oft hatte Mira zerrissene und blutende Ohren, wenn sie herauskam. Aber trotz ihres zarten Baues blieb sie fast immer Siegerin. Nur bei den ganz zähen Dachsen zog sie manchmal den kürzern. Es kam vor, dass sie sich mit ihnen verbiss, und oft hing ihr Kieferfleisch in Fetzen herunter. Trotzdem gab sie nicht nach, und blieb so lang in der Höhle, dass jetzt der Vater fluchte, dass sie sich so lang abmühte.

Jetzt war Mira natürlich der Liebling aller, das heisst man lobte sie, sonst aber spürte sie nicht viel davon. Das Essen blieb immer dasselbe, und die Mutter schimpfte immer noch, wenn sie sich einmal in die Küche wagte oder sogar in die Stube. Wehe ihr, wenn sie sich einmal vergass und aufs Kanapee sprang! Da kam die Mutter mit dem Besen und jagte sie hinaus. Mira aber nahm dann den Schwanz zwischen die Beine und suchte schleunigst das Weite. Es nützte nichts, dass der jüngere Sohn sie in Schutz nehmen wollte. Ob er denn den Boden und das Kanapee putze und die Flöhe wegnehme usw. usw. (Leider war es wahr, das sie Flöhe hatte, aber sie konnte ja doch nichts dafür.)

Mira war jetzt weit und breit der beste Hund. Nicht nur jagte sie alle Füchslein aus den Löchern, nein, auch

im Walde jagte sie wie kein zweiter. Das war ja ein Wundertier; denn sonst waren ja Dackel nur für den Fuchsbau zu gebrauchen. Sie aber jagte Hasen und Rehe und was es sonst noch gab. So kamen denn viele Jäger zum Vater und wollten ihm seinen Hund abkaufen um teures Geld. Er gab ihn aber nicht her, wohl wissend, dass sie ihm noch viele Füchslein vor sein Gewehr jagen werde, die er dann zu gutem Preise verkaufen konnte. Es wäre auch so gewesen, wäre alles so gegangen, wie man glaubte. Es sollte aber anders kommen. Damals nämlich ereignete sich das Grässliche, das niemand fassen konnte, das so urplötzlich da war, dass man im ersten Moment kaum die Folgen ahnte. Es war ein trauriges Ereignis, und für den jüngern Sohn bedeutete es die grösste Schmach und Schande, die es geben konnte, trotzdem er sich noch nach Jahren nicht erklären konnte, wie alles kam. Es trug sich so zu.

Eines Tages sagte der Vater zum jüngern Sohne: « Morgen gehen wir auf die Jagd. » Er hätte das dem ältern Sohne gesagt, aber der war in die Fremde gegangen, um sein Brot zu verdienen; denn er war jetzt älter geworden, und die Familie konnte ihn nicht mehr ernähren. So musste jetzt der Jüngere mit dem Vater auf die Jagd gehen, obschon er nie gerne ging. Immer, wenn er in den Bergen war, spürte er eine grosse Sehnsucht nach Hause, nach fort.

Am Morgen früh zogen sie los. Mira zerrte sofort stark an der Leine; denn sie roch schon Beute. Sie wusste jedesmal sofort, wenn es auf die Jagd ging, wenn sie nur das Gewehr gesehen hatte. Sie begann dann sofort laut zu bellen und umherzurennen wie toll. Sie war dann so aufgeregt, dass sie in solchen Momenten ihre Speise nie berührte, es war, als wollte sie ihren Appetit sparen für die kommende Beute.

Gegen Mittag kamen sie zu einer Hütte, die dem armen Mann oft als Unterkunft diente. Im Herbst und Winter, wenn die Hirten mit dem Vieh fortgezogen waren ins Tal, gab der Senn dem armen Manne den Hüttenschlüssel. Es war ein guter Senn, und er meinte es gut mit ihm. Dafür schoss der arme Mann die Füchslein, die in den klaren Winternächten um die Hütte strichen und nur zu oft sich ins Tal hinunterwagten und den Bauern die Hühner aus den Ställen schleppten.

Bald knisterte ein munteres Feuer im grossen Herd, und es roch nach Kaffee. Nach dem Mahle, das aus Brot, Käse und Kaffee bestand, begaben sie sich in den nahe gelegenen Wald, in dem sich eine grosse Dachshöhle befand. Gerade unter einem grossen Steine war sie. Da der Stein wie eine Messerschneide über die Tannen hinausragte, hiess sie « spitze Fluh ». Die Höhle hatte verschiedene Ausgänge, so dass man sich auskennen musste, wollte man dort mit Erfolg die Jagd beenden. Der arme Mann kannte sich gut aus dort; denn wie viele Male hatte er da schon gejagt und oft mit Erfolg! Er stellte sich also mit dem Gewehr auf die eine Seite des Steines. Dort gab es zwei Ausgänge. Wenn man nun den Hund auf der andern Seite hineinliess und dort das Loch verdeckte, so war es wahrscheinlich, dass der Dachs auf der andern Seite hinausging und dem armen Manne direkt vor die Büchse. So machten sie es auch dieses Mal. Das Bellen Miras zeigte an, dass ein Dachs drin war. Aber er schien keine Eile zu haben, herauszukommen. So verging die Zeit. Der jüngere Sohn schlüpfte selbst ins Loch hinein, bis er Angst bekam, er komme nicht mehr heraus. Der arme Mann wollte sich aber nicht zufrieden geben. Er wollte jetzt selbst Hand anlegen, und indem er dem Sohne die Büchse gab, sagte er ihm, er solle sich an seinen Platz stellen, er werde diesen langsamen Dachs wohl auch erschiessen können, wenn er überhaupt herauskomme. Welch stolzes Gefühl durchdrang ihn jetzt aufs Mal, und er dachte gar nicht mehr daran, Mitleid zu haben mit den Tieren. Er hatte jetzt nur einen Gedanken: zu schiessen, sobald der Dachs erscheine. Aber wenn er nur gewusst hätte, zu welchem

Loche dieser herauskommen werde! Ganz aufgeregt schaute er von einem Loche zum andern. Er hörte, wie der Vater auf der andern Seite des Steines Lärm machte und fluchte, damit der Dachs hinausgehe. Und da — horch, was, ja, es schien ihm, als käme das Bellen Miras immer näher. Ja, es war tatsächlich so. Aber zu welchem Loche würde er jetzt herauskommen? Mit angespannten Nerven und ohne zu atmen schaute er hin und her und her und hin, und da — plötzlich etwas Schwarz-Weisses biegt um die Ecke; er reisst die Büchse an die Wange, zielt und drückt, und der Schuss kracht durch den Wald; schnell geht der Dachs zum andern Loche hin; er will noch den andern Schuss tun (denn die Büchse hatte zwei Läufe); aber merkwürdig — er denkt, ich muss ihn ja getroffen haben, gleich wird er umsinken — und da verschwindet er auch schon im andern Loche wieder. Jetzt kommt der Vater, und da kommt ihm blitzschnell der Gedanke, dass er es schlecht gemacht habe. Der Vater frägt nur, wo er liege. « Dort, dort in der Höhle muss er liegen, ich habe gut gezielt », sagt er nur. Er geht selber hin und schaut ins Loch, wo kurz vorher der Dachs verschwand; aber dort liegt kein Dachs. Der Vater fragt, wo denn Mira sei. Man höre sie nirgends! « Ich weiss nicht », sagt er, « vielleicht ist sie noch in der Höhle. » « Komisch », sagt der Vater. Der Sohn sieht, wie sich der Vater auf die Knie lässt und in die Höhle hineinblickt. Ein banges Gefühl durchzuckt den Sohn plötzlich. Wie, sollte es — nein — es kann nicht, es ist unmöglich, er hatte ja erst geschossen, als der Dachs schon ein paar Schritte von der Höhle weg war — und doch — was schaut der Vater so lang in die Höhle? Plötzlich hört der Sohn des Vaters Stimme wie aus weiter Ferne: « Du hast sie erschossen, dort unten liegt sie! » Und er kriecht hinab und zieht die Mira empor ans Licht und legt sie aufs Moos. Da liegt sie, ausgestreckt, noch warm, still und tot — sie ist nicht mehr. Der ganze Schuss ging in den Schädel. Der Sohn sieht das alles, aber wie durch einen Schleier; er fühlt sich in einer andern Welt, er meint, es sei ein Traum, etwas bricht in ihm. Er ist nicht fähig eines Wortes, nur der Vater sagt etwas, was, weiss er nicht. Er — er hatte Mira getötet, seinen Freund, sein Liebstes! Noch drang diese Tat nicht bis zu seinem Bewusstsein. Er wusste nur, er hatte Fürchterliches begangen. Er merkte nicht einmal, dass der Vater ihm keine Schläge gab. Auch der vergass es. « Wir werden sie bestatten », sagte er nur, « es war mein bester Hund. Er soll nicht von den Tieren gefressen werden! »

Und so geschah es. Wortlos hoben sie für sie ein Grab aus am Waldesrand, dort, von wo man auf die Hütte blicken konnte. Dumpf tönte es, als man sie hineinwarf. Jetzt, als der Vater sie mit Erde bedeckte, weinte der Sohn laut heraus. Das Schluchzen verklang in der Natur. Auch der Vater kämpfte mit Tränen. Wortlos begaben sie sich gegen Abend, als es schon dämmerte, auf den Heimweg. Die Nacht umfing sie, und das tat ihnen gut. Nur zu Hause, als sie in die Stube traten, zu der Mutter, da ward alles wieder lebendig, als der Vater den ganzen Hergang erzählte. Der Sohn schlich hinaus und stieg in seine Kammer hinauf, zog sich geräuschlos aus im Dunkeln und ging ins Bett. Noch lang hörte man sein Schluchzen unten im Zimmer. Endlich war alles ruhig, auch über dem Grab herrschte nächtliche Stille, die Natur schlief, wie wenn nichts geschehen wäre.

Lösung der Denksportaufgabe von Seite 36

Der Reisende, der neben dem Kondukteur wohnt, ist nicht Herr Meier, noch der Namensvetter des Kondukteurs. Anderseits kann es nicht Herr Müller sein, denn Herr Müller verdient Fr. 8000.—, nicht genau durch drei teilbar. Er kann also nicht dreimal mehr verdienen als der Kondukteur.

Dieser Reisende heisst also *Schmid*.

Der Namensvetter des Kondukteurs ist Herr Müller, der Kondukteur heisst also *Müller*.

Da Schmid beim Jassen mit dem Heizer immer gewinnt, heisst der Heizer *Meier*, und *der Lokomotivführer heisst Schmid*.